

Mundarten und Identitäten

Autor(en): **Werlen, Iwar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schriftenreihe = Collection / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **15 (2005)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-832930>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDARTEN UND IDENTITÄTEN

Iwar Werlen

Einleitung

Im Gebrauch des Schweizerdeutschen drücken die Bürgerinnen und Bürger der deutschsprachigen Schweiz ihre lokale Identität aus. Das ist keine neue Nachricht, aber eine diskutierbare. «Identität» ist nämlich eines jener Wörter, die Uwe Pörksen einmal Plastikwörter nannte. In wissenschaftlicher Verwendung entstanden, sind sie zur unbestimmten Allerweltsfloskel verkommen. Darum ist es nötig zu sagen, was unter Identität verstanden werden soll. Sozialpsychologen unterscheiden personale und soziale Identität. Die personale Identität (die Person, die ich über die Zeit hinweg durch alle Entwicklungen hindurch bin) ist hier nicht gemeint. Im Vordergrund stehen die sozialen Identitäten (zu welcher sozialen Kategorie gehöre ich?).

Soziale Identitäten zwischen Gemeinsamkeit und Verschiedenheit

«Wer bin ich?» und «Wer bin ich nicht?» – das sind die Fragen, auf die der Begriff der Identität Antworten sucht. Der Plural «Antworten» steht hier bewusst. Ich bin ein Mensch, ein Mann, ein Vater, ein Sprachwissenschaftler, ein Briger, ein Schweizer... und einige dieser Identitäten haben mit meinen Mundarten zu tun. Ja, auch die Mundarten sind im Plural: Wenn ich mit meiner Schwester rede, spreche ich Brigerdeutsch, mit Berner Studierenden spreche ich meine eigene, idiosynkratische Mundart, mit meiner Frau spreche ich in einem schwäbisch gefärbten Hochdeutsch und mit meinen deutschen Kollegen ein schweizerisch gefärbtes Hochdeutsch. Bin ich deswegen ein sprachliches Chamäleon? Nein. Denn ein Chamäleon schützt sich durch seine Anpassung an die Farbe der Umgebung; der flexible Sprecher (wie das Jürgen Macha, ein deutscher Dialektforscher, nannte) dagegen zeigt durch die Wahl der Mittel aus seinem sprachlichen Repertoire, als wen er sich und die andern in einer Situation betrachtet, was er mit ihnen gemeinsam hat und worin er sich von ihnen unterscheidet. Anders gesagt: Er bringt seine Identität in dieser Situation zum Ausdruck (das tut natürlich auch die flexible Sprecherin mit ihrer Identität).

Sprachliche Varietäten und Identitäten

Mein Grossvater erzählte mir einmal die Geschichte seines Lehrers aus Brig, den er im Ruhestand besuchen ging. Er schilderte, wie er aus dem Zug stieg, durch die Stadt zum Haus ging, wo er den alten Lehrer vermutete. Als er näher kam, sah er einen älteren Herrn im Garten sitzen und stricken. Er erkannte den Lehrer, blieb stehen:

- *dischä Naazi isch daa derfor gschtanne* / dieser Nazi (=Ignaz, für «ich») ist da davor gestanden
- *der Puggl vollä glachet* / den Buckel voll gelacht
- *in ds Gesicht ne daa so angglüegt* / in das Gesicht ihn da so angeschaut
- *ii und Ignaz kommt mich besuchen, das isch jetzt schön*
- *är hed nit wallisertitsch ggret* / er hat nicht Walliserdeutsch gesprochen
- *[..] isch Badenser ksii vom Groosherzogtum Badu* / ist Badenser gewesen vom Grossherzogtum Baden
- *aber der im Häärze drinna ischt der mee Schwizer ksi als* / aber der im Herzen drin ist der mehr Schweizer gewesen als
- *der het dem titsche nimmä naakfräakt jawoll* / der hat dem Deutschen nicht mehr nachgefragt, jawohl

In seiner lebhaften Erzählung auf Walliserdeutsch zitiert der Grossvater den Lehrer auf Hochdeutsch; er wechselt also die Sprache und macht dadurch deutlich, dass der Lehrer kein Walliser war, eben weil er nicht Walliserdeutsch sprach. Er verortet ihn territorial im Grossherzogtum Baden. Dieser territorialen Zuordnung stellt er aber gleich anschliessend die emotionale entgegen – im «Herzen» war der Lehrer Schweizer, mehr als mancher Schweizer. Aber Walliser war er nicht, nur Schweizer. Sprachliche, territoriale und emotionale Identität stehen miteinander in Konflikt.

Wer den Mund aufmacht und zu sprechen beginnt, teilt nicht nur die Inhalte mit, über die er spricht, er teilt auch einiges über sich selbst mit. Schweizerdeutsche Dialekte sagen immer auch aus, woher jemand kommt, zu welcher Sprachgemeinschaft er gehört. Insofern verankern sie Menschen territorial. Schweizerinnen und Schweizer haben eine *Heimatgemeinde* und einen *Heimatschein* (beides Schweizer Wörter im *Variantenwörterbuch des Deutschen*) und eine *Heimatsprache*. Wer hingegen das Hochdeutsch einer deutschen Nachrichtensprecherin spricht, verankert sich national – als Deutsche.

Welchen Sinn hat diese (bewusste oder unbewusste) Demonstration lokaler Identität? Sie ist ja nicht unproblematisch: Eine aus Zürich stammende Studentin an der Universität Basel hat die Reaktion der Baslerinnen und Basler auf ihr Zürichdeutsch mit einem relativierenden Lächeln als «Feindschaft» bezeichnet (zitiert in einem Aufsatz von Lorenz Hofer in *Linguistik online*, 2004). Und umgekehrt sprechen die Walliser in Bern vom «Exotenbonus», den sie dank ihres Walliserdeutschen haben; einen Bonus, den schon der damals noch junge Felix Platter in Anspruch nahm, als er in Zürich auf Walliserdeutsch betteln ging und dazu als alter Mann in seiner Biographie anmerkt: «wo ich in ein wirtzhuß kam, hörten mich die lüt gären die Walleser sprach reden und gaben mier gären.»

Identitäten sind nicht ein für allemal gegebene Zuschreibungen; sie werden vielmehr immer wieder in Interaktionen, Diskursen und Aushandlungen hergestellt, verändert, verneint oder verleugnet. Nicht mit jedem Walliser spreche ich walliserdeutsch – manchmal ist es mir lästig oder unangenehm, als Walliser identifiziert zu werden. Identitäten bilden sich im Schnittpunkt von Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten, von Standpunkten und Blickrichtungen.

Die deutsche Schweiz als Sonderfall?

Aus der Sicht der Entwicklungen in den umliegenden Staaten, aber auch aus der Sicht der französischsprachigen Schweiz stellt der umfassende Gebrauch der Mundarten in der deutschen Schweiz durch (fast) die ganze Bevölkerung in der mündlichen und zunehmend auch der schriftlichen Kommunikation einen Sonderfall dar. Analysiert man den internen Deutschschweizer Diskurs über diesen Sonderfall, findet man drei Erklärungsmuster: Abgrenzung gegen die Deutschen, Widerspiegelung der demokratischen und föderalen Strukturen, Hochwertung des Schweizerdeutschen als Sprache der Nähe, der Heimat – wie manche auch sagen, des Herzens.

Der Abgrenzungsdiskurs: Die deutsche Schweiz gehört zum deutschen Sprachraum, der nicht identisch ist mit Deutschland. Abgrenzung ist hier nötig, müsste aber nicht zum Dialekt führen. Auch Österreich gehört zum deutschen Sprachraum, auch Österreicher grenzen sich ab, auch sie tun es mit der Sprache, aber in anderer Art. Darum kann Abgrenzung allein die Verhältnisse nicht erklären.

Die Widerspiegelung demokratischer und föderaler Strukturen: Dieser Diskurs geht weit zurück. Franz Joseph Stalder, der Begründer der Schweizer Dialektologie, sagte es im Vorwort zu seinem Buch *Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie* von 1819 schon klar (und er hat viele Vorgänger): «So stark sonst in den Ländern deutscher Zunge die Mundart des Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, d.h. in den Städten sowohl als in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, so dass zwischen (sic!) der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Tagelöhners selten ein merklicher Unterschied verspürt wird.» Unabhängig also von ihrer sozialen Stellung und ihrem Bildungsgrad sprechen alle (Deutsch)-Schweizer die gleiche Sprache – die schweizerdeutsche Volkssprache (und Stalder meint natürlich die Mundarten, nicht einen Standard). Aber auch die Föderalität ist zentral: Die Schweiz ist bis heute eine Schweizerische Eidgenossenschaft und diese besteht laut Artikel 1 der heute geltenden Bundesverfassung aus dem Schweizervolk und den Kantonen. Darum ist die lokale, regionale und kantonale Identität gebunden an den lokal verortbaren Dialekt.

Mundart als Sprache der Nähe, des Herzens: Dieser Diskurs ist der zählebigste überhaupt. Er läuft der tatsächlichen Entwicklung zuwider. Die schweizerdeutschen Dialekte sind längst ausgebaute Sprachen geworden, in denen jedes Thema in jeder Textsorte darstellbar ist. *Ich chennti jetz ooni wiiteres in dischem tekscht uf wallisertitsch witerfare und waarschiinli verschtääti mi die meischte fa dene, wa dits läsent.* Dennoch bleibt das Stereotyp bestehen, dass wir uns in der Mundart wohl fühlen und im Hochdeutschen nicht. Im Dialekt gibt es keine Fehler, im Hochdeutschen schon. Im Dialekt braucht man sich keine Mühe zu geben, im Hochdeutschen schon. Im Dialekt geht's von selbst, im Hochdeutschen nicht. Die Liste liesse sich verlängern. Joachim Scharloth vom Deutschen Seminar der Universität Zürich hat vor kurzem in einer empirischen Untersuchung einen «Hochdeutschkomplex» der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer (nachzulesen in der Internet-Zeitschrift *Trans*, Nr. 25) nachgewiesen – der eigene Hochdeutschgebrauch wird abgewertet, als schlecht eingestuft. Darin zeigt sich, dass die Abgrenzung mit einer Selbstabwertung einhergeht, die sich in Abwehr und Ablehnung verwandelt.

Alle drei Diskurse vermögen nur ansatzweise zu erklären, warum die Mundarten in der deutschen Schweiz zum allgegenwärtigen sprachlichen Kommunikationsmedium geworden sind. Roland Ris hat von Dialektwellen gesprochen – vielleicht keine gute Metapher, weil Wellen verebben, nicht aber diese.

Es ist ja so, dass der Prozess der immer stärkeren Ausweitung des Mundartgebrauchs von niemand geplant wurde. Er hat sich durchgesetzt gegen alle, die ihn bekämpften, die für eine funktionale Verteilung von Mundart und Hochsprache plädierten, die den Hochdeutschgebrauch in den Schulen selbstverständlich machen wollten. Es scheint um einen typischen Prozess der «unsichtbaren Hand» zu gehen, bei dem viele Einzelne ihre kommunikativen Ziele auf die einfachst mögliche Art zu erreichen suchten und dabei die kommunikativen Normen etablierten, die uns heute nicht nur erlauben, sondern verpflichten, in möglichst vielen Fällen Schweizerdeutsch zu sprechen. Darum sind Zweifel an einer erfolgreichen Sprachplanung in diesem Bereich erlaubt.

Das Gegenbild – die Nationalsprachen

Was der Sonderfall bedeutet, wird erst klar, wenn man die Alternativen betrachtet. Die europäischen Nationalstaaten haben seit dem 19. Jahrhundert das Bild des einsprachigen Staates geschaffen, in dem alle Bürger (die Bürgerinnen zählten damals noch nicht mit) die gleiche Sprache sprechen und verstehen sollten. Das geschah – zumindest in Frankreich, in Deutschland lief der Prozess anders – durchaus in politischer Absicht: Alle Bürger sollten sich am politischen Leben beteiligen können. Lokale Identität wurde ersetzt durch nationale. Allerdings, die akzentlose, keiner Herkunft zuordenbare Sprache ist fast überall einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht, den Gebildeten, den Intellektuellen zuzuordnen. Damit wird sie wiederum zum Zeichen sozialer Identität.

Die Schweiz nach 1848 stellt keine Nation im obigen Sinn dar; sie ist ein postnationaler Staat *avant la lettre*. Als 1848 die erste Bundesverfassung beraten wurde, vermied die Tagsatzung die Rede von der schweizerischen Nation und ersetzte sie durch die Schweizerische Eidgenossenschaft. Das ist nicht einfach ein Austausch von Etiketten – es ist ein konzeptioneller Unterschied. Und wenn ein bekannter Sammelband von der «Erfundenen Schweiz» und den «Konstruktionen nationaler Identität» spricht, wird deutlich, dass die Schweiz denkbar ungeeignet ist für das Konzept der Nationalsprache (auch wenn die Landessprachen auf Französisch *langues nationales* heissen).

Nationale Verständigung und lokale Identität

Identitäten anzuzeigen ist eine unvermeidliche, aber nicht unbedingt die primäre Funktion des Sprechens. Unser primäres Ziel ist es ja, uns verständlich zu machen und verstanden zu werden. Mundarten werden üblicherweise nur von einer relativ kleinen Zahl von Menschen gesprochen, während die nationalen Sprachen von vielen Menschen gesprochen und verstanden werden. Die Sprachwissenschaft kennt dafür den Begriff der kommunikativen Reichweite. Die Mundarten der deutschen Schweiz haben eine geringere kommunikative Reichweite als das Standarddeutsche, aber eine grössere als die auf Familie, Freunde und engere Lokalgemeinschaft beschränkten Dialekte im südlichen Deutschland oder in Österreich. Die Dialekte unterscheiden sich zwar voneinander, aber die meisten von ihnen sind mit relativ geringer Mühe für die andern verständlich. Nicht alle Dialekte sind dabei gleichberechtigt: eine Sprecherin aus Grindelwald oder Kippel oder Safien wird mehr Mühe haben, von Menschen aus Zürich oder Basel verstanden zu werden, als eine Stadtbernerin. Die kommunikative Reichweite ist aber in den letzten Jahrzehnten grösser geworden. Es gibt immer mehr Präsenz vieler verschiedener Mundarten in Radio und Fernsehen, was zu einer immer grösseren rezeptiven Fähigkeit der Zuhörerschaft führt. In der deutschen Schweiz ist die interne Kommunikation auch bei der Verschiedenheit der Dialekte gewährleistet.

Die Verwendung der Mundart in praktisch allen Lebenssituationen beeinträchtigt jedoch die Verständigung mit Menschen, die keine der Mundarten sprechen und sie nicht verstehen. Hier stellt sich also die Frage nach der nationalen (und internationalen) Verständigung. Und zwar in doppelter Hinsicht: der Verständigung in der sprachlichen Kommunikation und der Verständigung über sprachliche Kommunikation. Der erste Teil ist klar: Nur wenn ich mit anderssprachigen Personen in einer Sprache rede, die zu verstehen sie in der Lage sind, kann ich mich verständlich machen. Nach der heutigen Lage der Dinge heisst das: Entweder Hochdeutsch oder die andere Sprache sprechen. Der zweite Punkt ist weit weniger evident: Wir teilen nicht die gleichen Kommunikationskulturen zwischen den Sprachgemeinschaften. In der französischen Sprachgemeinschaft sind *patois* negativ besetzt, ist ein hohes Normbewusstsein in Bezug auf die Standardsprache vorhanden und die Fehlertoleranz ist gering. In der deutschschweizerischen Sprachgemeinschaft ist das alles anders. Verständigung heisst hier auch zu akzeptieren, dass andere anders sind – auf beiden Seiten.

Nach all dem, was hier gesagt wurde, ist es ein eigentlich ein Widerspruch, von *nationaler* Verständigung und Kohäsion zu sprechen. Die Verfassung spricht hier seit 1996 eine andere Sprache: «Der Bund und die Kantone fördern die Verständigung und den Austausch zwischen den Sprachgemeinschaften» heisst es in Artikel 70 Absatz 3 der Bundesverfassung. Dass hier von Sprachgemeinschaften die Rede ist (und nicht mehr von Sprachen und Sprachgebieten), ist ein gutes Zeichen. Denn die Sprachgemeinschaften sind vielfältig und sie ermöglichen vielfältige Identitäten – vom Heimatort bis hin zur Schweizerischen Eidgenossenschaft. Die flexiblen Sprecherinnen und Sprecher in den Sprachgemeinschaften werden sich ihre Wege in die Zukunft multipler Identitäten bahnen. Den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern kann man dabei helfen, mit etwas mehr Gelassenheit und Selbstbewusstsein ihr hochdeutsches Repertoire zu verwenden, ohne dabei ihre lokale Identität aufzugeben.

